

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Drei Tage aus dem Leben des Herrn Kanzleirats [9 Bilder; Hahn, Georg]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Drei Tage aus dem Leben des Herrn Kanzleirat's.

Es war um die Zeit, da ein Neujahrsgruß Napoleons III. noch Krieg oder Frieden bedeutete. Am Neujahrstag 1859, bei dem feierlichen Empfang der Glückwünschenden bei Hofe, sagte der Kaiser Napoleon zum österreichischen Gesandten: „Ich bedaure, Herr Gesandter, daß unsere Beziehungen zu dem österreichischen Kabinett so schlecht sind; doch seien Sie versichert, daß meine persönlichen Gefühle für Ihren Kaiser sich nicht ändern werden!“

Das war der Krieg trotz der persönlichen Gefühle. Der Herr Kanzleirat war von Jugend auf kein Freund der Franzosen, es steckte bei ihm im Blut, und nach der Kriegserklärung schlug er sich unbedenklich auf die Seite der Österreicher. In der „Eintracht“ am runden Tische machte er alle Schlachten mit und kämpfte wie ein Löwe, — doch den Österreichern war nicht zu helfen, und nach dem schmachtvollen Frieden zu Villafranca steckte auch der Herr Kanzleirat sein Schwert in die Scheide. Sein Haß gegen die Franzosen kam aber flammend zum Durchbruch und er schwor ihnen unverföhnliche Rache.

Jetzt ist es ihm klar geworden, warum er in seiner Jugend trotz der Prügel seines gebrühten Herrn Vaters niemals französisch gelernt hat. Es war bei dem Knaben schon ein patriotischer Instinkt.

Der Herr Kanzleirat war seit einigen Tagen in großer Aufregung. Anstatt, wie seit Jahren, seinen Nachmittagskaffee zu Hause zu trinken und mit seiner Frau ein „Dauseß“ zu spielen, rannte er gleich nach Tische in die „Eintracht“, verschlang ein Duzend Zeitungen und rauchte eine Unzahl Pfeifen dazu. Zu Hause war der sonst so redselige alte Herr wortkarg, stierte meist in eine Ecke und machte seinen Gefühlen nur hie und da durch unverständliche Ansrufungen Luft.

Frau Therese war über diesen Zustand ihres Herrn Gemahls sehr beunruhigt. Hier waren nur zwei Fälle denkbar, entweder war eine Krankheit im Anzuge, oder ihr Joseph hatte wieder einen Plan. Beide Fälle eine Quelle großer Sorge für die gute Frau.

In der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag schlief der Herr Kanzleirat sehr unruhig und wälzte sich pustend in der Ecke umher. Seine Frau lauschte mit verhaltenem Atem. „Es wird doch um Gottes willen keine Krankheit geben?“

„Das ist unerträglich,“ brummte der alte Herr und warf die Bettdecke von sich. „Puh! welche Hitze! Kommt Er? Kommt Er nicht? Unverschämt genug wäre Er. Aber Er wäre wie Daniel in der Löwengrube.“

Jetzt hörte Frau Therese, wie ihr Gemahl sich langsam erhob und leise in das Wohnzimmer schlich. Die gute Frau empfand eine wirkliche Angst. „Sollte er

Nachtwandler geworden und in die Leidenschaft verfallen sein, auf den Dächern herumzuspazieren? Und gar noch in solchem Aufzuge? Nein, das wäre entsetzlich!“

Sie huschte aus dem Bette, warf einen Morgenrock über und lauschte an der angelehnten Thüre.

Er sprach mit sich selber. Durch die Thürspalte konnte sie den Schauplatz übersehen. Ihr Joseph stand in altrömischen Kostüm an dem mondbeleuchteten Fenster und war in tiefer Betrachtung einer Gipsfigur versunken, die er auf Armslänge vor sich hinhielt.

Frau Therese erkannte die Figur. Es war Napoleon III. Ihr Gemahl hatte ihn vor einigen Jahren zum Geschenke erhalten, aber seit Villafranca von dem Ofen hinter den Ofen verbannt.

„Nein, es ist nicht möglich,“ sagte der Herr Kanzleirat mit ernstem Kopfschütteln, „es wäre eine zu kolossale Unersehlichkeit. Kühnheit,“ verbesserte er sich, indem er einen vorsichtigen Blick um sich warf, — „eine zu kolossale Kühnheit, wenn Er's thun wollte.“



Ihr Joseph war in tiefer Betrachtung einer Gipsfigur versunken.

Die Gipsfigur nahm diese Anrede mit würdevoller Ruhe und kaiserlichen Anstande entgegen.

„Doch, wenn Er's thut . . . nun, sehen muß ich ihn auf jeden Fall. Es ist immerhin eine Merkwürdigkeit, die zu sehen man sein Geld ausgeben darf. Ich will dafür diesmal lieber die KENZsche Menagerie mit ihren wilden Bestien fahren lassen.“

Frau Therese zog den Kopf zurück. Sie hatte genug gehört. „Gottlob! eine Krankheit ist es nicht, es ist ein Plan,“ seufzte sie. „Ach, die leidige Politik! Wenn nur Deutschland um Gottes willen endlich einmal einig würde, denn vorher bekommt mein Joseph doch keine Ruhe.“

Sie schien schon tief zu schlafen, als der Nachtwandler, von seinem Ausfluge zurückkehrend, sein Lager wieder suchte.

Am folgenden Tage war der Herr Kanzleirat beim Mittagessen sehr aufgeregert. Frau Therese

hatte ihm sein Leibgericht aufgestellt, um ihn an das Haus zu fesseln und ihn seinen ihr noch unbekanntem Plan vergessen zu machen. Allein der Herr Kanzleirat widmete den verlockenden Hammelsrippchen kaum einen Blick und vertiefte sich in seine Zeitung, die er mit großer Eier überflog.

„Aber Joseph! Hammelsrippchen!“ Dieser liebevolle Zuruf rührte sein Herz und er spießte eines der vorführerischen Rippen mit der Gabel auf. „Aber zwischen Pipp und Kelchesrand,“ — und mit einem Ausruf des Erstannens ließ er die Gabel fallen, und mit der flachen Hand auf die Zeitung schlagend sprang er auf: „Also doch! Und heute noch! Wa . . . was sehe ich? Drei Könige auf einmal? Jetzt bin ich entschlossen!“

Mit einem Sprung war er an der Zimmerthüre, an welcher ein Eisenbahnfahrplan angeheftet war. „Abfahrt 2 Uhr 5 Minuten. Jetzt ist es 1 Uhr?“ Es reicht noch! Frau, geschwind ein frisches Hemd und meine neuen schwarzen Hosen!“

Jetzt war die Reihe an der Frau Kanzleirat, vor Ertaunen die Gabel sinken zu lassen: „Ein frisches Hemd, am Freitag?“

Seit 25 Jahren waren die Mittwoche und Sonntage die frischen Hemdentage für den Herrn Kanzleirat, und Ausnahmen waren bisher nur an den Kindstaufen gestattet. Man begreift daher das maßlose Ertaunen der häuslichen Frau Therese bei diesem plötzlichen Angriff auf ihren Weißzeugschrank.

„Aber lieber Mann,“ sagte sie, nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt, „ein frisches Hemd, heute, am Freitag, und gar noch deine neuen schwarzen Hosen? Ja, was ist denn geschehen? Was hast du vor?“

Der Herr Kanzleirat hatte in großer Hast sein Rasierzeug herbeigeschleppt und stand schon vor dem Rasierpiegel und begann sich einzufeilen: „Ich gehe zum Fürstentongress nach Baden = Baden,“ jagte er mit energischer Kürze.

„Zum Fürstentongresse!“ rief Frau Therese und schlug die Hände zusammen. „Joseph, jetzt glaube ich wirklich, du bist übergeschnappt!“

„Therese,“ erwiderte der alte Herr mit großem Ernste und zog das Streichriemen hin und her, „Therese, nur jetzt keinen Widerstand! Dieser Entschluß ist das Ergebnis eines dreitägigen Kampfes und er ist unerschütterlich!“ Damit wandte er sich wieder dem Spiegel zu und begann mit großer Emsigkeit, sich zu rasieren.

Jetzt hatte Frau Therese zwei Minuten Zeit, ihrem Herzen Luft zu machen, denn in dem Geschäft des Rasierens hätte sich der Herr Kanzleirat nur durch ein Erdbeben stören lassen.

„Zum Fürstentongress nach Baden? Was hast denn du bei dem Fürstentongresse zu thun? Joseph, ich kenne dich ja nicht mehr! Wo soll denn das Geld herkommen zu alledem? Und auch noch deine neuen Hosen! Du hast sie erst zweimal angehabt. Die müssen ja zu Grunde gehen mit dem Herumgerutsch in der III. Klasse?! Joseph, lieber Mann, ich bitte dich, besinne dich und sei vernünftig!“

Der Herr Kanzleirat hatte mit klassischer Ruhe und ohne sich in seiner Verschönerungsarbeit stören zu lassen diese Herzensergießungen angehört. Jetzt klappte er das Rasiermesser zu, noch einen prüfenden Blick sandte er in den Spiegel, dann wendete er sein frisch rasirtes und von Gemüthlichkeit glänzendes Gesicht seiner Frau zu: „Liebe Therese,“ jagte er gutmüthig lächelnd, „erhize dich nicht, es ist unsonst. Es giebt Augenblicke im Menschenleben, wo jede kleinliche Sorge höhern Rücksichten weichen muß. Deutschland steht am Vorabend großer Ereignisse, und man soll nicht

sagen können, der Kanzleirat Müller habe sich wegen solcher Lumpereien seiner Pflicht entremden lassen. Ja, seiner Pflicht,“ setzte er mit erhöhter Stimme hinzu, als er sah, daß seine Frau die Achseln zuckte, „und ich werde bei diesem Fürstentongress nicht sowohl Kanzleirat, als vielmehr Patriot sein! Hemden! Hosen! und das Wohl Deutschlands! Hui, Therese! Deutschland hat keine Frauen mehr. Eine Römerin würde ihrem Mann wegen einer Hose keine solche Scene gemacht haben.“

Jetzt mußte Frau Therese unwillkürlich lachen: „Ha, ha, ha! Die alten Römer haben ja gar keine Hosen gehabt!“

Der Herr Kanzleirat war durch diese Berichtigung offenbar etwas verblüfft; dann aber sagte er ebenfalls lachend: „Bravo, Therese! Welch ein Glück für einen Mann, eine klassisch gebildete Frau zu haben. Natürlich hatten sie keine Hosen, wenn sie aber welche gehabt hätten, so . . .“

Jetzt hatte die Sache eine heitere Wendung genommen und Frau Therese wurde offenbar milder gestimmt. Auch kannte sie die Hartnäckigkeit ihres Mannes, sobald seine vaterländischen Gefühle mit ins Spiel kamen, und war klug genug, es in solchen, glücklicherweise seltenen, Fällen nicht auf das Aupferte ankommen zu lassen. Darum gab sie auch diesmal nach, und ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatte sie ihren Mann wie einen Hochzeiter herausgeputzt.

„Ich sage dir, Joseph,“ sagte sie, die stattliche Gestalt ihres Gemahles mit zärtlichem Stolge betrachtend, „du bist noch ein ganz hübscher Mann, und es ist dir eigentlich zu verzeihen, daß du noch so jugendliche Streiche machst!“

„Nicht wahr?“ erwiderte er schmunzelnd und gab seiner Therese einen Kuß. „Ich bin eben auch mit einem guten Weibe gesegnet und das erhält jung. Und jetzt noch meinen Hut und meinen Bambus, und nun Gott befohlen!“

„Sei vergnügt und bleibe gesund,“ sagte seine Frau und zupfte ihm noch die Halsbinde zurecht. „Behalte mir ja dein Unterväschen an, denn in Baden ist's abends kühl, und hörst du? mache mir keine roten Weinsfleden in dein Hemd, sie sind nicht mehr herauszubringen und es ist eines von einem ganz neuen vollen halben Duzend!“

Es war die höchste Zeit, denn kaum hatte der Herr Kanzleirat sein Billet gelöst und den vollgepreßten Wartesaal betreten, so braunte der Dreikönigszug in den Bahnhof und das Publikum queetschte sich



„Joseph, jetzt glaube ich wirklich, du bist übergeschnappt!“

zu der einzig geöffneten Wartsaalthüre hinaus. Der Herr Kanzleirat war auf eine etwas unsanfte Weise gegen den Thürpfosten gedrückt worden und wurde in ziemlich unwirksamer Weise auf das Trottoir hinausgewirbelt. Sein Antlitz erheiterte sich jedoch wieder, als er bemerkte, daß der Zufall ihn gerade vor den prachtvollen mit Vergoldung überladenen Pracht-Wagen des Königs von Hannover geführt hatte.

Der König verließ eben den Wagen, auf den Arm seines Adjutanten gestützt. Der Herr Kanzleirat war sonst kein großer Verehrer des Königs von Hannover. Doch als er jetzt den König selber sah, diesen großen, schönen, stattlichen Mann mit dem edeln, wohlwollenden Gesichte und — blind, da bewegte sich sein Herz wunderbar, er ward gerührt von diesem erhabenen Unglück und ehrerbietig zog er seinen Hut.

Der blinde König hatte dem König von Sachsen und dem König von Württemberg, welche in besondern Wagen saßen, Besuche abgestattet und die Majestäten zu sich in seinen Prachtwagen eingeladen.

Und nun kommen die drei Könige die Halle entlang — Arm in Arm!

Wahrhaftig! Arm in Arm! Das war ein Anblick, der das patriotische Herz des Herrn Kanzleirat höher schlagen machte.

Drei deutsche Könige Arm in Arm!

„Ha! Wenn sie so Arm in Arm dem Napoleon gegenüber treten. Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover und alle die 32 andern, einer für alle und alle für einen! Da würden dem Napoleon seine gefährlichen Neujahrsgrüße vergehen!“

Jetzt gab die Lokomotive ein Ungeduldssignal — das ist ein Pfiff, nach welchem selbst Könige sich richten. — Alles stürmte den Wagen zu, die Militär-, Civil- und Eisenbahnuniformen vor dem Königswagen versellen in die gewöhnlichen complimentären Krämpfe, und fort ging es dem schönen Baden zu.

Unser Held geriet in einen Wagen voll Engländer und Franzosen, und da er kein Französisch verstand und Englisch noch weniger, so konnte er sich trotz des Geschwäses um ihn her ganz ungestört seinen Gedanken überlassen.

Bei Ettlingen stieß ihn sein Nachbar, ein Franzose, an und auf die Gegend hinausdeutend, fragte er ihn etwas auf französisch. Der Herr Kanzleirat verstand kein Wort. — Aber er wurde blutrot und all sein Französisch zusammennehmend antwortete er: „Oh! Wui! — Bardon —! Sche ne sä pah!“

„Ah, monsieur ne parle pas français?“ sagte der Franzose lächelnd und zuckte die Achseln.

Der Herr Kanzleirat verstand dieses Achselzucken und diesmal erröthete er vor Zorn. Er ärgerte sich, daß er auch nur einen Augenblick so gutmütig war, dem Franzosen gegenüber sein Urdeutschthum verleugnen zu wollen. Er wandte sich deshalb in einer etwas gereizten Stimmung an seinen Nachbar und sagte: „Sprechen Sie vielleicht deutsch, mein Herr Franzose?“

„Comment?“ fragte dieser und zog die Augenbrauen in die Höhe, „je ne comprends pas!“

„Parlez nu vielleicht allemang?“ schrie ihn der Herr Kanzleirat an.

„Oh non!“ lachte der andere; „allemand? A quoi donc?“

„Unverschämtes Volk.“ brummte der erboste alte Herr und drückte sich in seine Wagenecke. „Daß die Kerls nicht Deutsch verstehen, das finden sie ganz in der Ordnung; wenn aber die Windbeutel zu uns herüberkommen und wir wollen aus Patriotismus nicht französisch mit ihnen schwadronieren, dann reißen sie erstaunt die Augen auf.“

Der in seinen deutschen Gefühlen gekränkte Herr Rat warf dem Franzosen, der nicht im entferntesten ahnte, welchen Sturm er erregt, einen zornigen Blick zu und sang, um ihn zu ärgern, „Müßons wilde Jagd“ halblaut vor sich hin.

Eben fuhr der Zug in den Bahnhof von Doss ein und machte dem bedenklichen Gedankenfluge des Herrn Rat ein Ende.

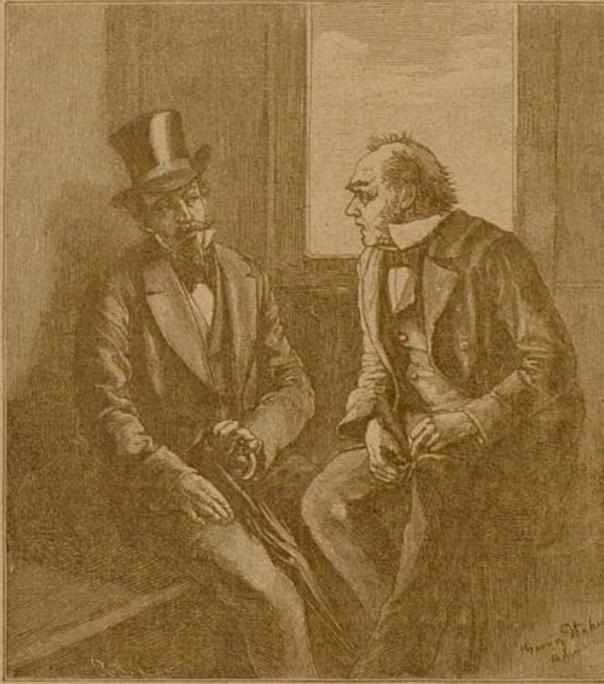
Zu dem Bahnhofe war eine ungeheure Regsamkeit. „Doss-Baden, meine Herrschaften!“ „Alles aussteigen!“ „Schangschieren, meine Herren!“ riefen die Kondukteure. Die Bediensteten rannten hin und her, die Reisenden

drängten sich durcheinander, traten sich auf die Füße, schimpften auf die Unordnung, die sie doch allein selbst veranlaßten, und gaben sich augenscheinlich die größte Mühe, womöglich in die unrechten Wagen zu kommen.

„Vorwärts!“ kommandierte es vorn, „retour!“ schrie es hinten. Barrikaden von Koffern und Nachsäcken wurden errichtet. Die Bahnhofsarbeiter schoben im Schweiße ihres Angesichtes alle möglichen Wagen in allen möglichen Geleisen umher — kurz, es war ein Getriebe, daß selbst ein geübtes Auge daran zweifeln mußte, daß dieses Durcheinander jemals sich zur Ordnung entwickeln könne.

Endlich aber siegte die Ordnung doch und der Dreikönigszug dampfte ab und lief glücklich in den Badener Bahnhof ein.

Feierlicher Empfang, Hofwagen, Vorreiter, Uniformen, Knopflöcher mit und ohne Orden, aber alle



„Sprechen Sie vielleicht deutsch, mein Herr Franzose?“

wie die jungen Schwalben den Schnabel nach solchen aufsperrend. Menschengedränge, Kopf an Kopf. Im Hintergrunde das schöne Baden mit seinen schönen Landhäusern, seinen grünen Wiesen und dunkeln Tannenwäldern, und drüber der azurblaue Himmel —! Nein, es war zu schön dieses Stückchen Deutschland, fast gefährlich schön für den erwarteten Besuch des großen „Annerkander“.

Der Herr Kanzleirat fürchtete, der Bissen könne dem gewaltigen Manne gar zu appetitlich erscheinen.

Die Majestäten waren abgefahren, die Menschen hatten sich verlaufen, der Herr Kanzleirat aber konnte sich von dem Bahnhofe nicht trennen, der in wenigen Stunden der Schauplatz eines weltgeschichtlichen Ereignisses sein sollte. Er umkreiste ihn wie der Lar seine Beute. In dem nahe gelegenen Garten zum „Grünen Berg“, von welchem aus man einen Blick auf den Bahnhof hatte, endigte er seinen Rundgang, um sich für die bevorstehenden Ereignisse mit einem Glase Bier zu stärken.

So waren zwei Stunden vergangen, die schaulustige Menge stürmte wieder nach dem Bahnhofe und für den Herrn Kanzleirat war es höchste Zeit, sich auf die Beine zu machen, um sich einen guten Platz zu erobern. Es gelang ihm dies auch vollständig. Durch besondere Gunst des Bahnhofsaufsehers erhielt er nebst einem Häuslein Auserwählter in dem Bahnhofsgärtchen neben dem fürstlichen Wartesaal ein prächtiges Plätzchen, und hier hatte er noch eine Stunde Zeit, sich seinen Betrachtungen hinzugeben. Und diese waren ernster Natur. Es waren ihm nämlich bei seiner Rundreise um den Bahnhof und in den Biergärten unter einer Menge harmloser Bummler einige fremde Gesichter aufgefallen, deren Besitzer sich ein Geschäft daraus zu machen schienen, überall die Augen und Ohren zu haben. Man sah sie sich wie Nale durch die Menge winden, von Tische zu Tische schlüpfen, da und dort bei einer Gruppe lauschend stehen bleiben, dann wieder sich vereinigen und sich Bemerkungen in die Ohren flüster. Namentlich war dem Herrn Kanzleirat ein kleines Kerlchen in seiner Kleidung mit einem schwarzen Schnurrbartchen in seinem olivenbraunen italienischen Gesichte aufgefallen, das sich durch besondere Beweglichkeit auszeichnete. Wie ein Iltis huschte es überall durch, im Nu war es da und dort, am obern, am untern Ende der Gartenwirtschaft, ja der Herr Rat behauptete, er habe es einmal an zwei Orten zu gleicher Zeit gesehen.

Darüber machte sich jetzt der alte Herr in dem Bahnhofsgärtchen seine Gedanken. Die verdächtigen Fremden hatten offenbar eine Absicht, sie handelten nach einem gemeinsamen Plane. Wie ein leuchtender Blitz flog es ihm durch den Kopf: „Sollten dies am Ende Drsinische Verschworene sein, und . . .“

Der Gedanke erschreckte ihn. Er war ja kein Freund Napoleons, ja er hasste ihn sogar, aber um alles in der Welt hätte er nicht gewollt, daß auf deutschem Grund und Boden das Gastrecht verletzt und dem französischen Kaiser auch nur ein Haar gekrümmt würde. Der Gedanke beunruhigte ihn und mit forschenden Blicken umstarrte er seine Umgebung. Doch da war keine Ursache zu Besorgnis, es waren lauter gute, deutsche, ehrliche Gesichter. Das Gärtchen war offenbar ein bevorzugter Platz und in diesem Augenblicke sicher das unschuldigste Plätzchen in ganz Baden. Es war so mit Loyalität gefüllt, daß man es eine wahre Loyalitätspastete nennen konnte. Da waren Geheimräte, Medizinalräte, Posträte, Bauräte, Finanzräte, Regierungsräte. Das

ganze Gärtchen vollgepfropft mit Rat und von einer That nichts zu befürchten. Drei Gestalten übrigens fielen ihm auf, die ihn etwas stutzig machten: ein langer Dünnler, ein kurzer Dicker und ein Schwarzer. Sie hatten sich mit großer Beharrlichkeit durch all die Räte hindurchgedrängt und behaupteten den Platz ganz vorn an der Bahnhofseinfriedigung mit großer Hartnäckigkeit. Bei näherer Betrachtung hielt er aber auch diese für ungefährlich, denn sie beklagten sich mehrmals über großen Durst, der unmöglich Blutdurst sein konnte.

Es waren offenbar drei Zeitungskorrespondenten. Mit gewohntem Scharfsinn vermutete er in dem langen Dünnen die „Augsburger Allgemeine“, der kurze Dicke schwälbelte etwas und konnte unmöglich den „Schwäbischen Merkur“ verleugnen, und der Schwarze mit seinen langen Haaren, seinem Schlapphut und mit einem Skizzenbuch unter dem Arme war offenbar etwas Illustriertes.

Jetzt aber trat eine weitere Erscheinung vor seine Augen, die ihn erstarren machte. Der kleine olivenbraune Iltis war durch ein Loch der Einfriedigung in den Garten geschlüpft, hatte sich durch die Menge hindurchgeschlängelt und dicht hinter den Zeitungs-schreibern aufgepflanzt.

Die Zudringlichkeit des kleinen Kerlchens mit dem lauernden listigen Blick war dem Herrn Rat verdächtig und beunruhigte ihn aufs äußerste. Da war kein Zweifel mehr, das konnte nur ein Verschwörer sein. Der alte Herr bebte vor Aufregung. Diese Schmach durfte der deutschen Ehre nicht angethan werden. Er schwankte einen Augenblick, ob er den kleinen Verräter mit seinem schweren Bambus gleich niederschlagen, oder ob er vorerst noch zuwarten, ihn beobachten und erst im entscheidenden Augenblicke handeln solle.

Er beschloß das letztere und faßte den Iltis scharf ins Auge. Der erste Eindruck fiel insofern günstig aus, als der kleine schwarze Frack, in den der Iltis geschlüpft war, unmöglich eine Drsinische Bombe beherbergen konnte. Das war ein Trost, denn der Herr Rat, so mutig er sonst auch war, hatte eine natürliche Abneigung gegen umherliegende Bombensplitter.

Doch, konnte nicht der Frack ein ganzes Arsenal minder umfangreicher Mordinstrumente beherbergen? Und in der That, der linke Frackzipfel hatte einen Verdacht erregenden Umfang.

Hier hieß es auf alle Fälle gefaßt sein, und fest entschlossen und seinen Bambus kräftig fassend, trat er dicht hinter den unheimlichen Frack. Dieser deutsche Kanzleirat, der Napoleon hasste, war in diesem Augenblicke für des Kaisers Sicherheit eine treuere Leibwache als die „Mouchards“ sein konnten, die scharenweise herübergeschickt worden waren und in allen möglichen Verkleidungen die Menschenmenge durchsuchten, um Verdächtiges auszukundschaften.

Jetzt hörte man einen gellenden Pfiff und die Massen wogten wie die stürmische See. Der Kaiserzug nahte.

Der Iltis warf noch einmal einen scharfen, lauernden Blick um sich und drängte sich dicht hinter die „Allgemeine Zeitung“, unter deren Ellenbogen weg er wie durch eine Schießscharte auslugte, und wahrhaftig, er steckte die eine Hand in den verdächtigen Frackzipfel.

Der Zug dampfte in den Bahnhof und hielt vor der Halle. Der Herr Kanzleirat hatte das eine Auge auf den kaiserlichen Wagen, das andere auf den Iltis gerichtet. Sein Herz klopfte im Doppelschlage. Jetzt stürzte ein mit goldenen Treppen bedeckter Franzose herbei und riß die Thüre des kaiserlichen Wagens auf.

Der Kaiser trat heraus.
Der Herr Kanzleirat stand keine 10 Schritte entfernt und konnte ihn ganz deutlich sehen.

Die gestreiften Sommerhosen, die weiße Weste und der historische graue Überzieher kleideten die französische Majestät nicht besonders kaiserlich und in diesem Aufzuge hätte er ebenfogut einen Pariser Gewürzkrämer vorstellen können.

Doch als der Herr Rat in dieses scharfgeschnittene, kalte, unerforschliche Gesicht und in diese unter den niederhängenden Augenlidern lauernden Augen blickte, da wußte er, daß er Napoleon III. vor sich habe.

Jetzt trat der Kaiser einen Schritt vor, verzog den Mund mit dem spitzen Schnurrbart zu einem Lächeln und bot dem Großherzog von Baden, der mit ritterlichem Anstande seinen kaiserlichen Gast bewillkommte, die Hand, und die Herrschaften begaben sich in den fürstlichen Wartesaal.

In diesem Augenblicke — der Kaiser ging an den drei Zeitungskorrespondenten, hinter denen der Itis auf sein Dsfer lauerte, auf fünf Schritte Entfernung vorüber — in diesem Augenblicke fuhr der Itis in die Rocktasche, zog einen glänzenden Gegenstand hervor, den der Herr Rat für einen Pistolenauf hielt und . . .

Der Herr Kanzleirat hatte schon seinen Bambus erhoben, um ihn auf den Kopf des mörderischen Itisses niederzuschmettern, als dieser der drohenden Gefahr dadurch entging, daß er sich halb zur Seite wandte und mit einem Lächeln der Befriedigung aus dem Mordinstrumente eine — Priße nahm. Denn diese orsinische Bombe, dieser Revolver war nichts mehr und nichts minder als eine silberne Dose und der Itis selbst ein „Mouchard“, der sich dem Gemüße einer Priße hingab, nachdem er seinen Herrn und Meister wohlbehalten und in Sicherheit wußte.

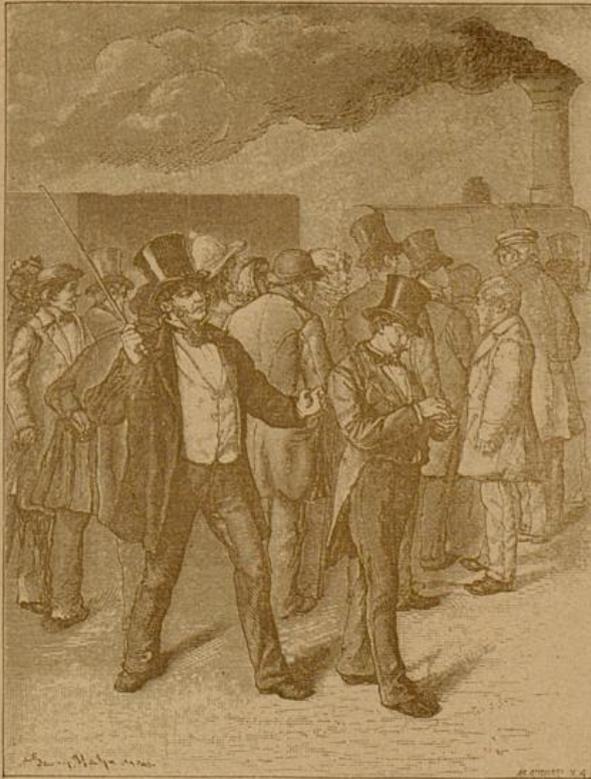
Der kaiserliche Schutzengel ließ mit einem Ausruf des maßlosten Erstaunens seinen rächenden Bambus sinken und ward von der Menge mit fortgerissen, die sich nach dem Ausgang drängte, um die Herrschaften ihre Wagen besteigen zu sehen. Der Itis war schon wieder in der vordersten Reihe, dicht an der Seite der „Augsburger Allgemeinen“, die auf Kopflänge die Menge überragte, den „Schwäbischen Merkur“ als Mauerbrecher benutzte und den „Illustrierten“ im Schlepptau hatte. „Vive l'empereur!“ quiekte der Itis, als der Kaiser einstieg. — „Vive l'empereur!“ schrienen einige Duzend „Mouchards“, Haarfüßler, Kellner und bezahlte Haus-

knechte. „Pfecht!“ zischte die „Allgemeine“, „stille!“ brummte der „Merkur“, und in der Menge zischte ein Chor mit.

„Hoch!“ rief der Herr Kanzleirat, als die ritterliche Gestalt seines Landesherren sich zeigte, und „Hoch!“ donnerte es auf dem ganzen weiten Platz. So unter „Vive l'empereur“, „Zischen“ und „Hochrufen“ fuhren die Wagen ab und der Kaiser konnte leichtlich seinen Anteil an dieser Begeisterung herausfinden.

Der Herr Kanzleirat folgte gemächlich dem Menschen-troß, der den Wagen nachstürzte, und überließ sich seinen Betrachtungen. Der alte Herr war nicht befriedigt von dem eben erlebten Schauspiel und in einer unwirksamen Laune. Er war ärgerlich, daß er sich durch den Itis so hatte ins Feuer jagen lassen, und

seine gut gemeinte Besorgnis für die Sicherheit des Kaisers kam ihm jetzt fast lächerlich vor. Er war ärgerlich über die Taktlosigkeit der Franzosen, ihrem Kaiser hier auf deutscher Erde ein „Vive l'empereur!“ bringen zu wollen, „denn“, dachte er, „wenn einer von untern hinüberkommt, denkt kein Franzose daran, „Lebehoch“ zu schreien.“ Er war ärgerlich über die Taktlosigkeit der Deutschen, daß sie den Kaiser mit Zischen beleidigten, denn er war nun einmal unser Gast, und das deutsche Gastrecht durfte nicht auf diese Weise verletzt werden. Und schließlich war er ärgerlich, daß weder er noch sonst jemand den gescheiten Einfall hatte, „Deutschland hoch!“ zu rufen, denn ein „Hoch Deutschland!“ wäre hier am Platze gewesen und der Kaiser Napoleon hätte müssen Respekt haben und hätte auch gleich hören können, was die Glocke geschlagen hat.



Der Herr Kanzleirat hatte schon seinen Bambus erhoben.

In dem Stephaniensbad, der Wohnung des Kaisers, wogte eine unabsehbare Menschenmenge und in dem Garten der kaiserlichen Wohnung selbst war ein buntes Getriebe. Die „Centgardes“ hatten die Wache bezogen — prächtige Leute in ihren reichen und etwas theatralischen Uniformen — Adjutanten, Kammerherren, Bediente rannten durcheinander und selbst der Kaiser ließ sich von Zeit zu Zeit am Fenster des roten Pavillons sehen, trat wohl auch in den Garten hinaus und wandelte mit General Fleury auf und ab.

Indem der Herr Kanzleirat sich nach einem günstigen Platze umjah, entdeckte er die lange „Augsburger Allgemeine“, die wie ein Schiffsmast aus dem Menschenmeere hervorragte und sich mit ihrem Gefolge, dem „Schwäbischen Merkur“ und der „Illustrierten Zeitung“ einen der besten Plätze erobert hatte.

Die Herren waren in bester Laune, denn sie hatten ihren Durst gestillt und nahmen ihren Bahnhofbekannten mit freundlicher Bereitwilligkeit in ihren Schutz.

Um die Gesellschaft vollständig zu machen, fehlte auch der Itis nicht; er traute offenbar der „Allgemeinen“ nicht und folgte ihren Spuren wie der Schneumon dem Krokodile.

So oft der Kaiser sich sehen ließ, schwenkte der Itis seinen Hut und quiekte sein „Vive l'empereur!“, worauf jedesmal die „Allgemeine“ mit einem grimmigen „Pst!“ und der „Schwäbische“ mit einem zornigen Knurren antwortete. „Dem kleinen Knirps breche ich noch den Hals,“ brummte der „Merkur“.

„Haben Sie den Kaiser schon lange nicht mehr gesehen?“ fragte die „Allgemeine“.

„Ich sehe ihn zum erstenmale,“ erwiderte der Herr Kanzleirat.

„Ah! Zum erstenmale? Ich sage Ihnen, es ist kaum glaublich, wie der Mann abgenommen hat seit zwei Jahren. Sehen Sie nur diesen schleppenden Gang, obgleich er sich Mühe giebt, ihn zu verbergen, diese gebeugte Haltung. Ha, wer die Schrift dieses bleichen, starren Gesichtes entziffern könnte! Es muß eine ungesunde Ebre sein, Kaiser der Franzosen zu heißen. Doch Sie entschuldigen,“ unterbrach sich der redselige Korrespondent, „daß wir uns noch nicht vorgestellt haben: Professor M aus Stuttgart, Herr Maler D aus Leipzig und ich selbst Dr. V aus Augsburg!“

„Sehr angenehm!“ erwiderte der Herr Rat verbindlich, „Kanzleirat Müller von Karlsruhe.“

„Was?“ rief der Doktor und betrachtete den alten Herrn mit achtungsvoller Teilnahme, „derselbe Kanzleirat Müller, der kürzlich das köstliche Abenteuer mit der Karlsruhe-Durlacher Pappelallee gehabt hat?“

„Derjelbe,“ erwiderte der Herr Kanzleirat in einiger Verlegenheit.

„Das ist uns eine große Freude,“ riefen die drei Herren und schüttelten ihrem neuen Bekannten herzlich die Hände. „Sehr glücklich, Herr Kanzleirat, Sie persönlich kennen zu lernen. Und Ihre liebe Frau Theresie? Befindet sich wohl?“

„Ganz vortrefflich,“ erwiderte geschmeichelt der alte Herr.

Durch die Pichtenthaler Allee her jagte ein glänzender Wagen, bog nach dem Stephaniensbade ein, donnerte über die Dösbücke und hielt vor der kaiserlichen Wohnung.

Durch die Menge ging ein bedeutungsvolles Klüstern und sie drängte sich gegen das Ufer des Dösbachs vor.

„Nummer eins,“ sagte die „Allgemeine“ und lächelte, „der Prinz von Preußen!“

„Was,“ rief der Herr Kanzleirat erstaunt, „der Prinzregent von Preußen?! Der mächtigste Fürst Deutschlands, und macht dem Franzosen zuerst seinen Besuch?!“

„Es scheint,“ entgegnete der Doktor, „und die andern werden's auch so machen!“

„Sm, hm!“ murmelte der Herr Rat, „habe mir's anders gedacht. Doch,“ setzte er gutmütig hinzu, „sie thun es aus Artigkeit gegen den kaiserlichen Gast, und vielleicht schreibt es die Etikette so vor.“

Als der Wagen an der Freitreppe angefahren war, erschien der Kaiser unter der Thüre des Empfangsaales. Während der Prinzregent aus dem Wagen stieg, ging der Kaiser gegen die Freitreppe vor, ohne sich gerade sehr zu beeilen, und stieg von ihren zehn Stufen zwei herunter, wo er stehen blieb, um den Prinzen zu erwarten. „Zwei Stufen,“ der Herr Kanzleirat sah es ganz genau.

„Hätte wohl dürfen alle zehn herabsteigen,“ murmelte er.

Die hohe Gestalt des Prinzregenten eilte mit leichtem Anstande die Stufen hinauf und Preußen begrüßte Frankreich mit hohheitsvoller Würde.

„Deutschland acht hinauf und Frankreich zwei hinunter? Nun, es kam noch eine Zeit kommen, wo der stolze Franke auch noch weiter heruntersteigen muß!“

„Sie können recht haben,“ flüsterte der „Merkur“. „Sehen Sie, was der Kaiser für ein Gesicht schneidet, da er dem Prinzen die Hand reicht? Man sagt, er sei ein Fatalist, und man könnte glauben, er fürchte die deutsche Fürstenhand, die er berühren muß.“

Die Fürsten traten in den roten Pavillon, die Thüre schloß sich, die Fenstergardinen fielen herunter und trennte die gaffende Menge von einem Stück Weltgeschichte.

„Der Vorhang fällt, die Komödie ist aus,“ sagte die „Illustrierte“ und schloß ihr Stützenbuch, in dem sie eifrig gezeichnet hatte.

„Nein, die Komödie fängt erst an,“ bemerkte die „Allgemeine“, „benutzen wir den Zwischenakt, um uns zu unterhalten. Was treiben wir?“

„Zu die Spielsäle!“ rief der „Merkur“ und faßte den Herrn Kanzleirat unter dem Arm, und die neuen Bekannten wanderten dem Konversationshause zu.

Der Herr Kanzleirat befand sich zum erstenmale in den Räumen des Konversationshauses. Er hatte mit seinen drei neuen Bekannten die Runde durch die prachtvollen, durch tausend Gaslichter erleuchteten, in Gold und Spiegeln funkelnden Säle gemacht; und die wogende Menschenmenge, die mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft und die rauschende Musik hatten ihn in einen Zustand der Aufregung versetzt, daß sein Kopf wirbelte, und er sich erschöpft in die seidnen Polster eines Sofas fallen ließ.

„Herr Doktor,“ leuchtete er, „das halte der Henker aus; wir wollen in die frische Luft. Das ist eine heillose babylonische Verwirrung. Da hört man alle Sprachen der Welt, nur kein Deutsch, und die Geschöpfe, die da herumlaufen — es ist wie auf einem Maskenball! Meine Theresie hat doch auch ihre Sonntags-Krinoline, aber diese wandelnden Fässer mit den bloßen Schultern und den gemalten Gesichtern — sind das wirkliche Frauenzimmer? Ha, wenn meine Frau mich in solcher Gesellschaft sehen könnte! Und dort? Wahrhaftig, dort ist der Itis wieder! Kommen Sie, meine Herren, mir wird's unheimlich hier!“

Der Doktor lachte über die hausbackene Verzweiflung seines neuen Freundes. „Kommen Sie, Verehrtester, wir wollen ein bißchen dem Spiele zusehen, das wird Sie zerstreuen,“ und zog den Widerstrebenden zum Roulette.

Doch das Schauspiel, das hier seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war nicht geeignet, seine Aufregung zu dämpfen. Er hatte auch schon gespielt, mit seiner Frau „Dausch“, die Partie um einen Kreuzer, oder in der „Eintracht“ sechsundsechzig um eine Tasse Kaffee, aber von einer solchen Spielerei, wie er hier sah, hatte er keinen Begriff; das ging förmlich über seinen Horizont.

Eben schob der Croupier einem bleichen Franzosen einen Haufen Goldes hin mit so gleichgültiger Miene, als wären es Blechstücke. Der Franzose verzerrte sein Gesicht zu einem Grinsen und zog das Gold an sich. Nach der Schätzung des Herrn Kanzleirates waren es wenigstens tausend Gulden.

„Tausend Gulden!“ Um tausend Gulden mußte er

sich fast ein ganzes Jahr lang plagen und abarbeiten, und hier war es in einer halben Minute gewonnen. Es schüttelte ihn wie ein gelinder Fieberfrost. „Jetzt wird der Franzose sein Gold zusammenpacken und davonrennen, als ob der Kopf ihm brenne,“ dachte der Herr Rat und lehnte sich in gespannter Aufmerksamkeit über den grünen Tisch. Doch weit gefehlt; der Franzose blieb sitzen. „Faites votre jeu, messieurs!“ rief der Croupier, und die Kugel rollte. Der Franzose schob den ganzen Goldhaufen auf Rot. Unser Freund erlachte, es kam ihm in die Fingerspitzen, er trallerte sie in der Tasche zusammen, als hätte er selbst das Gold gefest.

„Um Gottes willen, Herr Doktor, sehen Sie, er setzt den ganzen Haufen!“

Der Doktor lächelte.

„Rien ne va plus!“ rief der Bankhalter, „trente six rouge pair et passe,“ und ein zweiter Haufen Goldes ward zu dem ersten geschoben.

„Zweitausend Gulden!“ seufzte der Herr Kanzleirat und dachte an seine Frau dabei, und daß drei dieser kleinen gelben runden Dinger, die da in einem Haufen vor seinen Augen glänzten, hinreichen würden, seiner Therese den so heiß erwünschten neuen roten Shawl zu kaufen.

Wieder rollte die Kugel, und noch hatte der Franzose das Gold nicht an sich gezogen.

Das war zu stark für seine Gefühle als Familienvater, es flirrte ihm förmlich vor den Augen. „Herr Doktor,“ seufzte er, „er läßt sie wahrhaft wieder sitzen! Sprechen Sie doch mit dem Menschen, das ist ja ein Verriüchter!“ Doch schon war es zu spät. „Double zéro noir“, und die Kricke des Croupiers zog den ganzen Goldhaufen an sich.

Der Franzose war um eine Schattierung blässer geworden und sein Auge starrte auf den Platz, wo soeben noch ein Vermögen gelegen; doch als fühle er, daß alle Blicke auf ihn gerichtet seien, zwang er sich zu einem Lächeln, erhob sich und ging, eine gleichgültige Haltung heuchelnd, der Thüre zu. Der Herr Kanzleirat schaute ihm nach, er sah, wie der unglückliche Spieler unter der Thür wartete, daß er sich an dem Thürpfosten halten mußte, und dann draußen in der Nacht verschwand.

„Der Franzose war ein Narr,“ flüsterte die „Allgemeine Zeitung“. „So spielt kein vernünftiger Mensch. Die Leidenschaft der Spieler, die ist der Gewinn der Bank. Ich will Ihnen einmal zeigen, Herr Rat, wie man spielen muß.“

Der Herr Kanzleirat traute seinen Augen kaum, als er sah, daß sein Nachbar richtig ein ganzes Guldenstück feste und gewann. Jetzt wieder eins, und wieder und wieder. Der Doktor hatte heute das Glück gepachtet, und schon lag ein artiges Röllchen Guldenstücke vor ihm. Der glückliche Gewinner lächelte: „Nun, meine Herren,

haben Sie keine Lust? Einmal muß man sich doch den Spaß erlauben. Wer in Baden war und hat nicht gespielt, der ist in Rom gewesen und hat den Papst nicht gesehen.“

„Ein recht passender Vergleich,“ lachte der „Merkur“ und griff in die Westentasche, „fünf Gulden will ich opfern,“ und fing ebenfalls an, zu setzen.

Die „Illustrierte“ hatte keine Zeit zum Spielen, sie hatte schon wieder ihr Skizzenbuch in der Hand, um ihm einen verlierenden Engländer einzuverleiben, der bei jedem Verlust ein „Goddam“ brummte und sein Gesicht bereits zu einer Länge ausgedehnt hatte, wie sie nur bei einem Engländer möglich ist.

Dem Herrn Kanzleirat stand der Schweiß auf der Stirne. Das rollende, klingende Gold tönte ihm ins Ohr wie das Klappern einer Klapperschlange; wie der arme Vogel fühlte er sich von ihrem Zauber umstrickt und schon kämpfte er gegen die Versuchung. „Nein, nein, was würde meine Therese sagen, die sich einen ganzen Tag abplagt, um sechs Batzen zu sparen,“ und indem er „nein, nein“ sagte, fuhr er mit der Hand in die Tasche.



Die Kricke des Croupiers zog den ganzen Goldhaufen an sich.

„Frisch gewagt, Herr Rat,“ rief ermutigend die „Allgemeine“. „Sie sehen, Fortuna lacht uns. Fassen Sie das unbeständige Weib beim Schapel!“

Jetzt fürchtete der also bedrängte alte Herr, sich durch längeres Weigern wirklich lächerlich zu machen. „Ihnen zu liebe will ich einen halben Gulden wagen,“ sagte er. Tief aufatmend und mit der Miene eines alten Spielers, aber klopfenden Herzens zog er ein Guldenstück aus der Tasche.

„Wechseln!“ herrschte er dem Croupier zu und warf das Guldenstück mit so gleichgültiger

Miene auf den Tisch, als wäre das Spiel seine tägliche Beschäftigung.

Der Bankhalter sah fragend auf, ohne jedoch dem Befehle Folge zu leisten.

„Schangschel!“ wiederholte der Herr Kanzleirat mit Nachdruck und spielte nachlässig mit seiner Uhrkette.

Der Herr Rat schaute ganz verblüfft seinem Gulden nach. Warum wechselte der Mensch nicht? Was sollte sein Gulden auf impair? Was bedeutet impair? Herr Venazet wird doch nicht glauben, daß er einen ganzen Gulden setzen wolle? Er war ernstlich besorgt um das Schicksal dieses bedeutsamen Teiles seiner Barschaft. Es juckte ihm in den Fingern, sein Geld wieder zurückzuziehen, und doch mußte er nicht, ob er es dürfe. „In Gottes Namen denn,“ dachte er und biß die Zähne zusammen. Inzwischen rief der Croupier sein: „Faites votre jeu, messieurs!“ Die kleine Elfenbeintafel rollte und fiel, und so oft sie fiel, ging dem neugeborenen Spieler ein Stich durchs Herz. Doch sein Guldenstück schien gefest, es rührte sich nicht, und ein ganzes Häuflein Kameraden hatte sich zu ihm gesellt.

„Jetzt ist es Zeit,“ flüsterte die „Allgemeine“. „Ziehen Sie Ihr Geld zurück!“

„Darf ich denn?“

„Freilich, freilich, nur rasch!“

Dem Kanzleirat fiel ein Stein vom Herzen, da er sein Guldenstück gerettet sah. Mit einem freudestrahlenden Blick wuschte er es — er kannte es genau, denn er hatte es nicht aus den Augen gelassen — aus einem ganzen Häuflein heraus.

„Das Ganze, das Ganze!“ rief der Doktor und schob mit seiner Krücke einen ganzen Haufen Silbers vor den verblüfften Spieler hin. „Welch ein Tollkopf Sie sind; sechs mal hat impair eingeschlagen, es wäre Wahrsinn, es zum siebenten mal zu wagen.“

„Vingt rouge pair et manque!“ rief der Bankhalter.

„Sehen Sie? Sie hätten wahrhaftig verloren!“

Wie der Herr Kanzleirat in dieser Nacht in sein Bett im Jähringer Hof gekommen, wußte er nicht mehr genau. Er erinnerte sich nur noch dunkel, daß er am Arme der „Allgemeinen“ und des „Merkurs“, der wegen des Verlustes seiner fünf Gulden etwas brummig war, mit einer Tasche voll Guldenstücke zum Konversationssaale hinausgewankt war, daß sie zusammen zu Nacht gespeist, viel geschwätzt und politisiert und viel Punsch dazu getrunken hatten. Ja, es war ihm, als habe die „Illustrierte“ ihn in ihr Skizzenbuch abgezeichnet.

Jetzt wälzte er sich in seinem Bette mit heißem Kopfe und unzufrieden mit sich selbst. Er hatte zwar 64 Gulden gewonnen — wie, das wußte er sich nicht zu erklären —; aber er konnte sich nicht darüber freuen, denn er war seinem Grundsatz ungetreu geworden, und das ärgerte ihn.

Daß die „Illustrierte“ ihn abkonterfeite, beunruhigte ihn ebenfalls. Den Künstlern ist nicht zu trauen, und er sah schon sein Ebenbild in der nächsten „Illustrierten Zeitung“.

Wahrhaftig, da war es, und der bleiche Franzose mit seinem verzerrten Gesichte grinste ihm über die Schulter. Der Herr Kanzleirat schloß die Augen, da wurde es noch ärger, die Potentaten, der Iltis, die „Allgemeine“, der „Schwäbische“, die „Illustrierte“, der bleiche Franzose, die Krinolinen, Haufen Goldes und Silbers, das alles wirbelte in rasendem Tanze um ihn herum, lachte, johlte und grinste ihn an, und er selber, mit samt seiner Bettstelle wurde in den Wirbel mit hineingerissen. Jetzt, um den drückenden Alp loszukriegen, drehte er sich ächzend auf die andere Seite, die neffischen Traumbilder zerstoben, und mit einem Zauberfchlage sah er sich in einem großen, prachtvollen Saale.

Napoleon saß auf einem hohen, goldenen Throne, dessen Stufen Knochen und grinsende Totenschädel waren. Sein Purpurmantel war garniert mit zerrißnen Verträgen, und aus einem goldenen Pokale, den der Iltis ihm reichte, schlürfte er Blut und Thränen, und aus einer goldenen Dose nahm er von Zeit zu Zeit eine Prife Cayennepfeffer.

Rings um den Thron, die weite Halle füllend, drängte sich Getier aller Art: Löwen, Bären, Adler mit einem Kopf und mit zwei Köpfen, und der Zweiköpfige schleppte an langer Kette eine Kugel mit sich heraus, auf der stand geschrieben: „Konfordat.“

Auf der Rücklehne des Thrones saß ein Hahn und spreizte das struppige Gefieder und schlug mit den Flügeln, und da der Hahn zum erstenmal krächte, da lachte Napoleon und winkte mit dem Finger und die

Löwen und Bären brüllten, die Adler krächzten und wetzten die Fänge. Nur der Doppelköpfige hatte seine zwei Köpfe unter die Flügel gesteckt und schien an seiner Kette zu schlafen.

Da krächte der Hahn zum zweitenmal, Napoleon winkte wieder und erhob sich auf seinem Thron. Jetzt erwachte der Doppeladler und reckte die mächtigen Schwingen, aber schon saß ihm der tückische Hahn im Nacken und hieb seine Fänge in sein Fleisch, die schwere Kette zog ihn nieder und wie im Todeskampfe zuckte der Vogel am Boden.

Napoleon lachte wieder, und die andern Tiere weiteten sich behaglich knurrend an dem blutigen Schaupiele.

Jetzt krächte der Hahn zum drittenmal. Die Erde wankte, Donner rollten, Blitze zuckten, die Tiere machten Miene, übereinander herzufallen und sich gegenseitig zu zerfleischen. Da, mitten in den tobenden Värm, trat eine behre Erscheinung, Germania. In der Linken hoch die deutsche Fahne, in der Rechten das flammende Schwert, schritt sie drohend auf den Thron zu, ihr nach in wildem Tumulte die Bären, Löwen und Adler, allen voran aber der Iltis, der zu riesiger Größe angeschwollen war und als der erste sich auf seinen Herrn und Meister stürzte.

Dieser breitete die Arme aus auf seinem zusammenbrechenden Thron und schrie: „Herr Kanzleirat Müller, um Gottes willen zu Hilfe, zu Hilfe!“

„Ja, ja!“ rief dieser und fuhr aus dem Schlafe auf, „ich komme schon, Majestät. Therese, meinen Schlafrock und meine Pantoffeln!“

Er lag wachend im Bette, in Schweiß gebadet. Eben schlug es 1 Uhr.

„Das war ein sonderbarer Traum! Er wird doch nichts Schlimmes zu bedeuten haben? Die Germania sah meiner Therese ähnlich wie ein Ei dem andern. Und doch — dem Iltis traue ich nicht — wenn in dieser Nacht —! Bah! Was geht's mich an!“ brummte er und legte sich auf die andere Seite. Doch mit dem Schlafe war's vorbei. Der Mond schien in sein Zimmer und der Herr Kanzleirat war wach wie am hellen Tage. „Der verhenferte Traum läßt mir keine Ruhe,“ sagte er, indem er sich in seinem Bette aufrichtete. „Ich glaube zwar nicht an Träume und Vorbedeutungen, aber . . . Die Nacht ist herrlich, auch brummt mir der Kopf von dem verdammten Punsch — ich will in die freie Luft.“

Es war eine etwas frische, aber freundliche Nacht. Die volle Mondscheibe glänzte an dem klaren Himmel und übergoß das schöne Thal mit seinem milden Lichte. Das Stephanienbad, die Wohnung Napoleons, schimmerte hell durch die Büsche. In der Umgebung des Hotels herrschte lautlose Stille, nur der Dösbach rauschte in seinem felsigen Bette, und aus dem Innern des Palastes drang dann und wann ein leiser Ton, wie das Klirren von Waffen. Es waren die Wachen der Centgardes. Der Kaiser schien übrigens seine eigene Wache für die sicherste zu halten, denn das einzige erleuchtete Fenster des Palastes war das seines Schlafzimmers. Der Kaiser schlief nicht. Diesem Auge mochte es nichts Seltens sein, daß der Schlaf es floh.

Jetzt wandelte eine dunkle Gestalt längs dem Ufer des Dösbaches her. Sie schien etwas furchtsam und unsicher und hielt sich mit Vermeidung der lichten Stellen im Schatten der Gebüshe. Jetzt war sie dem erleuchteten Fenster-gegenüber angekommen und, sich ängstlich um-

blickend, setzte sie sich auf eine Holzbank, die durch eine Kliederbede überschattet wurde. Es war der Herr Kanzleirat auf seinem nächtlichen Spaziergange.

„Er schläft nicht,“ murmelte er, zu dem hellen Fenster aufblickend. „Er kann nicht schlafen. 's ist eigentlich kein Wunder, der Prinz von Preußen wird ihm heute den Kopf warm gemacht haben. Und wenn er erst wüßte, was ich geträumt habe. Ubrigens scheint es hier doch nicht ganz gebeuer zu sein,“ flüsterte er und warf einen scheuen Blick umher, „ich habe dort etwas über den Weg schlüpfen sehen, und es ist mir, als höre ich ein leises Flüstern. Ich bin doch ein rechter Tollkopf! Ich wollte, ich wäre wieder in meinem Bette!“

Jetzt öffnete sich das erleuchtete Fenster und eine männliche Figur zeigte sich in dem Rahmen, sich scharf gegen den lichten Hintergrund abgrenzend. Es war der Kaiser selbst, der, die Arme übereinander schlagend, in die Nacht hinausblühte.

„Wie unvorsichtig,“ murmelte der Herr Kanzleirat und erhob sich von seiner Bank, „wie unvorsichtig! Wie leicht könnte in dem Buschwerke ein Böfewicht lauern, und . . . in den Büschen ist's wahrhaftig nicht sauber, eben habe ich's wieder rascheln gehört!“

Der Gedanke, daß der Kaiser sich so unvorsichtig einer Gefahr aussetze, brachte den schilddwachstehenden Herrn Rat in gewaltige Aufregung und jeden Augenblick fürchtete er, einen Schuß knallen zu hören. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne, er nahm all seinen Mut zusammen und fing laut an zu husten und sich zu räuspern. Doch die rauschende Dose verschlang den Warnungshusten und ließ ihn nicht bis zum Fenster dringen.

„Er hört mich nicht,“ jammerte der alte Herr. „Pst, pst, Majestät! Es ist umsonst! Es sind kaum dreißig Schritte, wie leicht könnte er da . . .“ und indem er dieses sagte, erhob er unwillkürlich seinen Bambus — da schloß sich das Fenster wieder und ward durch einen schweren Vorhang verdunkelt. Der Herr Kanzleirat atmete erleichtert auf und eben wollte er seinen Bambus wieder sinken lassen, da wurde er ihm mit einem gewaltigen Schlag aus der Hand geschmettert, zwei Fäuste rißen ihn zu Boden und zogen ihn rückwärts durch die Büsche. Der Überfall geschah so plötzlich und unerwartet, daß seinem Opfer der Atem verging und er nicht einmal einen Schrei ausstoßen konnte. Nachdem der arme Herr zwanzig Schritte fortgeschleppt worden, wurde auf einem freien Rasenplatze Halt gemacht und der Herr Rat wieder auf die Füße gestellt. Jetzt fand er Atem und Stimme wieder und machte von beiden ausgiebigen Gebrauch, indem er aus vollem Halbe: „Räuber! Mörder! zu Hilfe!“ brüllte. Doch eine breite Hand legte sich auf seinen Mund und machte ihn aufs neue stummlos, der Schieber einer Blendlaterne wurde geöffnet und bei ihrem ausströmenden Lichte sah er sich unter den Fäusten zweier Gendarmen und ihm gegenüber stand sein alter Bekannter, der Itlis. Die badiſchen Uniformen gaben dem Herrn Kanzleirat Mut: „Meine Herren, was haben Sie mit mir vor? Hier ist ein Mißverständnis. Ich bin der Kanzleirat Müller von Karlsruhe!“

„Silence!“ herrschte der Itlis und musterte sein Opfer mit blitzenden Augen. „Vous êtes un infame! Ou avez-vous le fusil? Wo sein das Flint?“

Einer der Gendarmen erwischte den verhängnisvollen Bambus.

Der Itlis untersuchte den Stock bei dem Scheine der Laterne mit peinlicher Aufmerksamkeit, drehte den

Elfenbeinknopf ab und suchte auch die Zwinge des Mordinstruments abzuschrauben, was aber nicht gelang. Dann gab er den Stock lächelnd zurück und sagte: „Oh! ce n'est pas dangereux! Mais vous monsieur, que faites-vous là? Was mad Sie hier?“

„Ich gehe spazieren, mein Herr! Ich bin badischer Staatsdiener, mein Herr, und habe das Recht, spazieren zu gehen, wann und wo ich will. Verstanden, mein Herr!“

„C'est juste, monsieur! Mais connaissez-vous le mot d'ordre? Wissen Sie der Parole?“

„Parole? Meine Parole ist Deutschland und Theresen!“

„Cela se montrera! En attendant, marsch mit Sie auf die Wache!“

„Ich protestiere!“ schrie der Herr Kanzleirat, indem er von den Gendarmen fortgeführt wurde. „Ich verlange das Beschwerdebuch! Ich bin ein deutscher Unterthan und lasse mich auf deutschem Boden von keinem französischen Spitzel arretieren. Die Zeiten von dem Duc d'Enghien sind vorüber, gottlob! Das fehlte noch! Da muß sich der Bundestag drein legen. Das giebt einen Casus belli! Und ich Esel laufe in der Nacht herum, um den Kaiser der Franzosen zu schützen. O!“

Auf der Hauptwache war man so artig, dem würdig aussehenden alten Herrn in einer besonderen Ecke ein besonderes Tischchen anzuweisen, denn der übrige Raum war bereits mit einer ebenso zahlreichen als auserwählten Gesellschaft vollständig in Beschlag genommen. Da waren Angehörige der grande nation, deren Hände in fremden Taschen gefunden wurden, mehrere Damen in Reiterhütchen und von unzweifelhaftem Rufe, mehrere „vive l'empereur“-Schreier, die in den Straßengassen gefunden worden, ein englischer Gentleman, der die Schwäche hatte, silberne Köffel einzustecken, sowie einige andere hervorragende Persönlichkeiten aus der „Crème“ der Gesellschaft, und als Zuthat zu diesem allen ein halbes Duzend Polizeidiener und Gendarmen, welche die Verpflichtung zu haben schienen, dieses ihrer Obhut anvertraute Menschenfleisch zur bessern Konservierung mit Pfälzer Tabatsdampf zu sättigen.

Hier in seinem Winkel saß nun der Herr Kanzleirat auf einem dreibeinigen Stuhle, den Kopf in seine Hände gestützt, und brütete über sein finsternes Geschick. Nach einer halben Stunde hatte er seinen Entschluß gefaßt. Er ließ sich für sein gutes Geld eine Tasse schwarzen Kaffee, Tinte, Feder und Papier kommen, versuchte, mit einer guten Bremer Cigarre die Pfälzer Wohlgerüche unschädlich zu machen, und goß seinen ganzen Zorn in einem zwei Vogen langen Schreiben an irgend eine unbekannte deutsche Centralbehörde aus.

Die Morgenſonne schaute schon lustig zu den Fenstern herein, als er mit seiner Beschwerdechrift fertig war und sein

„Müller, Großh. bad. Kanzleirat“ mit zugehörigem Schnörkel darunter gesetzt hatte.

Aber schon war sein Anmut verrauht, die Schrift hatte seinen ganzen Zorn verschluckt und er war bereits nicht abgeneigt, das ganze Abenteuer von der heitern Seite zu betrachten, da goß er, als Krönung seines Wertes, anstatt der Sandbüchse, weil keine da war, das Tintenfaß über seine Schriftstellerei und brach in ein lautes, lustiges Lachen aus: „Da, ha, ha! das gehörte noch dazu! Eine rasche Erledigung,“ und in der heitersten Stimmung folgte er dem Rufe eines

Diener der Gerechtigkeit, der ihn dem Polizeibeamten vorführte.

Nach einer Viertelstunde verließ er unter Beileidsbezeugung des artigen Beamten über das durch den französischen Agenten veranlaßte Mißverständnis seine Haft und wandelte, ein freier Mann, nach dem Zähringer Hofe, um seine Freunde beim gemeinsamen Frühstück durch Erzählung seines Abenteuers zu erheitern.

Auf der Promenade vor dem Konversationshause war an diesem Samstagnachmittag ein ungeheures Menschengewühl, denn man wußte, daß Napoleon dem Prinzen von Preußen, der in dem Mesmierschen Hause neben der Promenade wohnte, einen Gegenbesuch machen werde. Der Herr Kanzleirat mit Gefolge hatte sich eines der kleinen Tische bemächtigt und die Gesellschaft rubte von den Mühseligkeiten des Tages aus.

Einen solchen Tag wie den heutigen hat Baden seit seiner Gründung durch einen wahrscheinlich großbauchigen Römer nicht gesehen. Ein Kaiser, fünf Könige, drei Großherzoge, zwei Herzoge, zwei Fürsten, Prinzen, Prinzessinnen, Generale, Adjutanten, Gefandte und ein Heer Gefolge — alle zu gleicher Zeit in Baden und sich Besuche und Gegenbesuche machend — das war ein Fahren, Reiten, Jagden durch die menschengefüllten Straßen, daß selbst der nüchternste Kopf schwindeln mußte.

Und der Herr Kanzleirat mit seinen Freunden überall vorn, überall mitten darin, es war wirklich kein Wunder, daß die Herren erschöpft waren.

Jetzt hörte man das Rollen eines Wagens und alles drängte sich nach dem eisernen Gitter, das die Promenade von der Straße trennte.

Ein Piqueur des Kaisers sprengte hervor und hinter ihm kam Napoleon selbst in seiner prachtvollen vier-spännigen Karosse.

„Vive l'empereur!“ schrie eine einzelne Stimme. Die Umstehenden lachten, und der Mouchard duckte sich beschämt hinter den breiten Rücken eines Schwarzwälder Bauern.

„Das war der Itis,“ flüsterte der Herr Kanzleirat. Den überlassen Sie mir,“ erwiderte der Doktor.

Eine halbe Stunde lang stand die Menge ineinander geteilt und tausend Augen waren auf den Balkon gerichtet, hinter dessen Spiegelscheiben ein Kaiser und ein König sich vielleicht über das Schicksal Deutschlands berieten.

Um den Itis hatte sich ein Häuflein Franzosen versammelt, die eifrig die Köpfe zusammensteckten, und gerade hinter dem Mouchard hatte sich die „Allgemeine“ aufgepflanzt.

Als nach einer halben Stunde Napoleon im blauen Frack mit dem Großkordon des schwarzen Adlerordens wieder unter dem Portale erschien, da kam Bewegung unter die erstarrte Menge, das Häuflein Franzosen drängte sich an die Gitter vor, der Herr Kanzleirat und die „Allgemeine“ als Racheengel ihnen auf den Fersen nach.

Als die kaiserliche Karosse vorüberjagte, schwenkte das Häuflein Franzosen die Hüte und ein dünnes „Vive l'empereur!“ suchte sich Geltung zu verschaffen. Der Ruf hatte aber das kaiserliche Ohr kaum erreicht,

da war er schon erstickt und zermalmt durch ein tausendstimmiges Hurra!, mit dem der Prinzregent von Preußen begrüßt wurde, der in demselben Augenblick auf den Balkon trat. Ein Sturm der Begeisterung brach los, der dem „abfahrenden“ Kaiser sonderbar in die Ohren klingen mußte. „Hoch! Hoch!“ und abermals „Hoch!“ jubelte jeder Mund und jedes Herz, und: „Deutschland hoch!“ brüllte der Herr Kanzleirat, und „Deutschland hoch!“ schrie die Menge und der Prinzregent verbogte sich lächelnd.

Es war ein deutsches Parlament, das seine Stimme erhob in dem Fürstenrate, der über Deutschlands Schicksal tagte, und diese Stimme konnte nicht mißverstanden werden.

Fast wäre in diesem Sturme der Begeisterung der Itis seiner Strafe entgangen; jetzt aber erinnerte sich die „Allgemeine“ feiner und mit dem lachenden Rache-

ruf: „Ich will dich lehren, „Wir Lampenröhr“ schreien!“ ließ sie ihre Faust so nachdrücklich auf das wiederbedeckte Haupt des Mouchard fallen, daß diesem der Cylinder bis auf die Schultern herunterfuhr. Noch ein begeistertes „Hurra!“ schleuderten die vier Freunde nach dem Balkon hinauf, dann flüchteten sie sich vor dem strömenden Regen, den der Himmel gerade im Momente der höchsten Begeisterung der Polizei zu Hilfe schickte. Denn diese schien in Ratlosigkeit befangen und wußte nicht, ob sie mitschreien oder arretieren solle.

Der Itis, der die innere Hölhlung seines Hutes mit den furchtbarsten französischen Verwünschungen erfüllte und in blinder Wut mit den Händen in die leere Luft hinausgriff, wurde seinem Schicksale und dem schallenden Gelächter der Umstehenden überlassen, und der



Er goß seinen ganzen Born in einem zwei Bogen langen Schreiben an irgend eine unbekannte deutsche Centralbehörde aus.

Herr Kanzleirat hat niemals erfahren, ob und wie der kleine Feuertüfel seiner Gast entronnen ist.

Herr Benazet hatte die Güte gehabt, den Herrn Kanzleirat so reichlich mit Geldmitteln zu versehen, daß es seiner großen Ueberredungskunst seiner Freunde bedurfte, um ihn zu bestimmen, auch noch den Sonntag in ihrer Gesellschaft zuzubringen.

Es war am folgenden Sonntagmorgen zehn Uhr, als sich der Herr Kanzleirat mit seinen Freunden am Portale der katholischen Kirche zusammenfand, um Napoleon in die Kirche gehen zu sehen. Napoleon als Kirchgänger, das mußte interessant sein. — Er war am frühen Morgen schon in die Berge gewandelt. Sein Herz hatte sich erfreicht in dieser herrlichen Natur und in dieser wüthigen Bergesluft. Die frühliche Sonntagssonne lachte ihm entgegen und als nun die Kirchenglocken harmonisch zusammenhallten und ihren Ruf in die dunkeln Wälder hinaufschickten, da setzte er sich unter eine riesige Tanne und schaute hinab in das dampfende Thal und feierte einen Gottesdienst nach seiner Manier.

Jetzt, als er mit seinen Freunden bei der Kirche zusammentraf, war er immer noch etwas weich gestimmt und fand sich nicht recht in die scherzhafte Unterhaltung, mit der seine Freunde sich die Zeit zu kürzen suchten.

„Verehrtester,“ sagte der Augsburger Doctor, „was ist mit Ihnen vorgegangen? Sind Sie Kopfhänger geworden oder sind Sie am Ende gar hinter die Geheimnisse des Fürstentongresses gekommen?“

„Nein, nein,“ lächelte der Herr Rat, „weder das eine noch das andere; aber, im Vertrauen gesagt, ich verpüre, glaube ich, so etwas, wie einen moralischen Katzenjammer!“

„Was? Einen moralischen? Welche Sünde haben Sie denn auf dem Gewissen?“

„Auf dem Gewissen nicht, aber in der Tasche habe ich eine, und von der möchte ich ein Stück los haben, um mich des Restes freuen zu können. Lieber Freund! Verschaffen Sie mir zu einer guten That, durch die ich mich loskaufen kann.“

„Ha, ha, ha! Sie sind ein Original, aber ein vorzügliches. Nun, an einer guten That soll es Ihnen nicht fehlen. Was sagen Sie z. B. zu dem alten Weibe dort?“

Auf der Kirchenstafel saß zusammengekauert ein

altes Weiblein, das nach seiner fremdartigen Tracht nicht aus der Umgegend sein mußte.

Der Herr Kanzleirat betrachtete das Mütterchen mit Teilnahme. Ihre ganze Haltung verriet eine große Trostlosigkeit. Der Kopf war tief auf die Brust herabgesunken und die mageren, runzligen Hände, durch die sie die Perlen eines Rosenkranzes laufen ließ, waren in ihrem Schoß gefaltet. Von Zeit zu Zeit hob sie den Kopf und blickte von ihrem erhöhten Plage aus über die Menschenmenge hinweg nach der Straße hin, durch welche der Kaiser kommen sollte.

„Gute Frau,“ sagte der Herr Kanzleirat und berührte sanft ihre Schulter, „gute Frau, was habt Ihr? Fehlt Euch etwas?“



Der Herr Kanzleirat betrachtete das Mütterchen mit Teilnahme.

thun. Er hat mir etwas Schriftliches aufgesetzt, das solle ich dem Kaiser geben.“ Dabei zog sie ein gefaltetes Papier aus der Schürze.

„Erzählt uns, gute Frau,“ sagte der „Schwäbische“, indem er seinen Vafz möglichst zu mildern suchte, „wir nehmen Anteil an Euch und können Euch vielleicht einen guten Rat geben.“

Die Teilnahme der fremden Männer rührte das Herz der armen Frau und gab ihren Augen Thränen, sie schluchzte laut in ihren Schoß, dann blickte sie auf und erzählte: „Ich bin von Pfaffenhofen, liebe Herren, zwölf Stunden von da im Elsaß. Ich bin eine arme Witwe und will den Kaiser bitten, daß er mir meinen Sohn wieder giebt.“

„Habt Ihr einen Sohn bei den Soldaten?“

Die alte Frau hob ihr Gesicht und blickte den Herrn aus tiefliegenden, halb erloschenen Augen an; dann schüttelte sie das Haupt und ließ es wieder sinken.

„Ihr müßt reden, Mütterchen, wenn man Euch helfen soll. Wartet Ihr auf jemanden?“

Die Frau nickte mit dem Kopfe.

„Auf wen wartet Ihr denn?“

„Auf den Kaiser.“

„Auf den Kaiser?“

Die Herren blickten sich überrascht an.

„Was wollt Ihr denn mit dem Kaiser?“

„Ich will mit dem Kaiser reden.“

„Mit ihm reden?“ rief der Herr Kanzleirat erstaunt. „Arme Frau, was denkt Ihr? Hier kann man nicht mit dem Kaiser reden.“

„Doch, doch,“ erwiderte die Frau mit frommer Zuversicht, „eine Mutter, wie ich, darf mit ihm reden. Ich will einen Zufall thun. Unser Herr Pfarrer hat es gesagt, ich solle es

es gesagt, ich solle es

Die Frau nickte. „Drei, ihr guten Herren, drei Söhne. Zwei sind jetzt wieder bei mir daheim und mein ältester, der Christel, ist Sergeant in Afrika.“

„Aber, gute Frau, den Christel kann Euch der Kaiser nicht zurückgeben, wenn Ihr zwei Söhne daheim habt, die für Euch arbeiten können.“

„Arbeiten? Daß Gott erbarm!“ schluchzte die Frau und schlug die Hände zusammen. „Die können nicht arbeiten, lieber Herr. Dem Frieder sind im Welschland die beiden Beine weggeschossen worden und den Heiner haben sie mir stockblind wieder heimgeschickt. Jetzt bin ich herübergelaufen, um . . .“

Die Frau konnte nicht aussprechen. Die Menge wurde unruhig und drängte sich auf der Kirchentreppe, um den Kaiser zu sehen, der mit seinem Gefolge eben in die Straße einbog. Gendarmen säuberten die Kirchentreppe, um für den Kaiser einen Weg zu bahnen, und bildeten Spalier.

Jetzt stieg der Kaiser am Arme des Generals Fleury langsam die Stufen hinauf. Die Menge war lautlos, kein Ruf erschallte. Die Mouchards schienen Weisung erhalten zu haben. Mitten auf der Treppe hielt der Kaiser überrascht stille, denn zu seinen Füßen lag ein Weib, das stehend die Hände zu ihm erhob. Napoleon sah einen Augenblick auf die Frau nieder und ein Blick menschlicher Regung verschönernte sein Gesicht. Er schien zu fühlen, daß es ein großes Elend sein müsse, das ihm bis nach Deutschland herüber nachgelaufen kam. Dann nahm er die Bittschrift aus der zitternden Hand des Weibes, schob sie in die Brusttasche und schritt vorüber in die Kirche.

Um die arme Frau, die halb ohnmächtig auf der Treppe saß, bildete sich eine teilnehmende Gruppe. Wie ein Lauffeuer ging ihre Geschichte von Mund zu Mund und in das an ihren Armen hängende Körbchen regnete es Kupfer- und Silbermünzen.

Der Herr Kanzleirat hatte in der Nüßrung seines Herzens einen tüchtigen Griff in seine Tasche gethan und so auf die glücklichste Weise das gewünschte Abfinden mit seinem durch Venazet belasteten Gewissen getroffen.

Seine Freunde waren nicht minder großmüthig und um ihr gutes Werk zu krönen, brachten die Herren ihren vor Dank und Thränen überströmenden Schützling in ein nahe gelegenes Wirtshaus, wo die erschöpfte Frau sich mit Speise und Trank stärken und ihrem Körper Ruhe gönnen konnte. Der Wirt, gerührt von dem Schicksal der unglücklichen Mutter, versprach, sie am folgenden Tage mit seinem eigenen Fuhrwerk in ihre Heimat zurückzubringen.

Ob der Kaiser die Bittschrift gelesen, ob die Thränen der alten Frau auf sein Herz gefallen, und ob die Mutter ihren Sohn wieder erhalten hat, — der Herr Kanzleirat hat es nie erfahren können. Vielleicht hat es der Kaiser vergessen.

Es ist ja nur ein kleines Tröpflein in dem Meere von Unglück, Elend und Jammer, mit dem er Tausende und Tausende glücklicher Menschen überflutet, und ein so kleines Tröpflein verdunstet so schnell.

Die tragische Scene hatte übrigens unsern Freund ernst gestimmt und ihm die Lust benommen an dem pomphaften Treiben um ihn her; er war übersättigt und sehnte sich in Wirklichkeit nach Hause. Hatte er doch Material genug gesammelt, um seine Theresie ein Vierteljahr lang aus einem Staunen in das andere fallen zu lassen.

Nur das Fürstenfrühstück auf dem alten Schlosse

wollte er noch mit ansehen und sich wo möglich einen Beitrag für sein „Museum“ erobern, dann aber sollte ihn nichts mehr zurückhalten.

Mit dem Museum des Herrn Kanzleirats hat es aber folgende Bewandniß.

Er hat eine höchst merkwürdige Sammlung von Erinnerungszeichen und Andenken an merkwürdige Begebenheiten und Erlebnisse, und diese Sammlung nennt er sein Museum. Ein stark verblichener Myrtenkranz erinnert ihn, daß er mit seiner Theresie verheiratet sei. Eine glatte Flintenlugel zeigt er als Beweis seiner Thaten bei dem Zeughauskampf im Jahre 1849 — er stand auf der innern Seite des Gitters und versichert, beinahe einen Freischärler toteschossen zu haben. Ein Brotbeutel erinnert ihn an Solferino, er hat ihn von einem österreichischen Soldaten erstanden, der behauptet, diese merkwürdigen Brotbeutel ohne Brot seien Schuld, daß die Franzosen mit vollen Brotbeuteln gesiegt haben.

So enthielt sein Museum noch viele andere merkwürdige Dinge und gar zu gerne hätte er dieser Sammlung auch ein Andenken an diese Fürstentage beigelegt.

Als die Freunde die Schloßruine erreichten, hatte das fürstliche Frühstück schon begonnen. Es war die Zeit, wo andere Leute zu Mittag essen.

Ein solches Getriebe hatten die alten Mauern gewiß noch nicht gesehen. Die Plattform am Fuße des Schlosses war bedeckt mit glänzenden Galawagen und prachtvollen Koffen, gebüht von einem Trossen in Gold und Silber funkelnder Bedienten und Reitknechte. Die schaulustige Menge umsummte wie ein Bienenschwarm das Schloß. Daß sie von dem eigentlichen Schauspiel nichts sehen konnten, schien die Leute nicht im geringsten zu beirren, sie waren glücklich und zufrieden, die Mauern anstarren zu dürfen, hinter denen die Fürsten sich's schmecken ließen.

Zu dem von Gendarmen besetzten Portale zu dringen, durch welches man allein einen Blick in das Innere werfen konnte, schien eine reine Unmöglichkeit, so fest zusammengepreßt war die Menge, und der Herr Kanzleirat war schon im Begriffe, unerrichteter Sache den Rückweg anzutreten, als der glückliche Zufall ihm einen befreundeten Hofbeamten in den Weg führte. Diesem befruchtete er seine Wünsche ins Ohr und unter seiner freundlichen Führung gelangten die vier Freunde durch ein kleines Seitenpfortchen in den dunkeln Raum eines alten Gewölbes, durch dessen Luftlöcher man die ganze Scene im Innern des Schloßhofes übersehen konnte.

Und in der That das Schauspiel war des Sehens wert. In dem reich geschmückten Schloßhof stand eine Tafel, an der die Fürsten saßen. In der Mitte die erhabene Wirtin, die liebliche Landesmutter. Neben ihr der Kaiser Napoleon und der König von Württemberg. In hunder Reihe folgten die Herzogin von Hamilton, der König von Sachsen, der Großherzog von Hessen, der Landesfürst, der Großherzog von Weimar, der Fürst von Fürstenberg, Prinz Wilhelm von Baden, der Prinzregent von Preußen, die Fürstin von Hohenzollern, die Könige von Bayern und Hannover, der Herzog von Nassau, der Herzog von Koburg und der Fürst von Hohenzollern.

Sechzehn deutsche Fürstinnen und Fürsten und mitten unter ihnen der französische Kaiser!

Der Tafel entströmten Wohlgerüche, die den Herrn Kanzleirat, der einen gewaltigen Hunger hatte, schwindeln machten und in ihm den frevelhaften Wunsch erregten, nur eine Stunde lang die Last einer Krone tragen zu dürfen, um zu einem Plaze an dieser Tafel berechtigt zu sein.

An der Tafel selbst schien die heiterste Stimmung zu herrschen und die hohen Gäste lachten, plauderten, aßen und tranken gerade wie andere Menschenkinder, insofern diese etwas zu essen, zu trinken und zu lachen haben.

„Das ist mir noch das Sehenswürdigste von allem,“ flüsterte der Herr Kanzleirat der „Illustrierten“ ins Ohr, die schon wieder ihr unvermeidliches Skizzenbuch in der Hand hatte. „Sehen Sie nur, wie's den Herrschaften schmeckt! Ah! Und dort der gebratene Fasan!“

„Ja, es ist ein rührender Anblick für ein loyales Untertanenherz!“ erwiderte die „Illustrierte“ und wüchelte mit Gummilastikum den Napoleon wieder aus, dessen Nase etwas zu groß geraten war.

„Und wie der Kaiser so herzlich lacht! Können Sie nicht verstehen, was er jetzt sagt?“

„Keine Silbe! Die dumme Musik! So viel aber scheint sicher,“ setzte der Herr Kanzleirat mit einem Seutzer hinzu, „meine arme Essäfferin scheint dem Kaiser den Humor und den Appetit nicht verdorben zu haben.“

Eben spießte der Kaiser ein Hammelsrippchen an die Gabel und speiste mit solchem Behagen, daß dem Herrn Kanzleirat der Mund wässerte. Jetzt fuhr er aber zusammen und faßte den Arm der „Allgemeinen“: „Haben Sie gesehen, Verehrtester?“

„Nun, was meinen Sie?“

„Der Kaiser.“

„Nun?“

„Das Hammelsrippchen?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Das Hammelsrippchen, das er abgenagt hat! So eben hat er es zu Boden fallen lassen!“

„Und dieses welthistorische Ereignis bringt Sie in solche Aufregung?“

„Oh! Das verstehen Sie nicht. Dieses Hammelsrippchen muß . . .“

Doch eben trat der freundliche Hofbeamte in den Keller und ersuchte die Herren, sich schleunigst zu entfernen, da die Herrschaften im Begriffe seien, aufzubrechen und die Ruinen in Augenschein zu nehmen, und der Weg führe sie gerade hier durch.

„Wir gehen schon, verehrter Freund, und danken Ihnen für Ihre große Freundlichkeit,“ sagte der Herr Kanzleirat und dem Beamten ins Ohr flüsternd setzte er noch hinzu: „Außerdem aber könnten Sie mir noch einen großen, großen Gefallen thun!“

„Wenn es möglich ist, mit Vergnügen. Aber nur rasch, rasch, ich bitte!“

„Es ist möglich, Verehrtester, es ist möglich. Unter oder neben dem Sessel Napoleons muß der Knochen eines Hammelsrippchens liegen, welches Se. Majestät höchst eigenhändig abgenagt haben. Diesen Knochen möchte ich haben!“

„Den Hammelsknochen?“ rief der Beamte erstaunt. „Nicht!“ warnte der Herr Kanzleirat. „Wissen Sie, für mein Museum. Der Knochen hat historischen Wert und ist für mich unschätzbar. Bitte, thun Sie mir die Freundschaft.“

„Ah! Jetzt verstehe ich,“ flüsterte der Beamte lächelnd. „Den Knochen sollen Sie haben.“

„Ein Mann, ein Wort!“

„Ein Mann, ein Wort! Aber jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen, die Herrschaften haben sich schon erhoben.“

Das unzertrennliche vierblättrige Kleeblatt hatte im Bähringer Hofe sein letztes gemeinschaftliches Mittagessen in ungemeiner Heiterkeit eingenommen, auf der Promenade den Scheidelassee getrunken und dann hatte sich der Herr Kanzleirat von seinen Freunden mit großer Herzlichkeit verabschiedet, um mit dem Dünstzug der Heimat zuzufliegen.

Die merkwürdigen Ereignisse der letzten drei Tage gaben ihm überreichen Stoff, sich bis nach Karlsruhe die Zeit zu vertreiben.

Vor allem aber malte er sich die Freude des Wiedersehens mit seiner Therese aus und, wenn er ihr die gewonnenen Guldenstücke in den Schoß warf.

„Doch nein,“ murmelte er, „sie hat am Ende gar keine Freude daran. Sie verabscheut das Spiel und mit Recht, und nach dem Verlieren ist das Gewinnen das Schlimmste. Wir müssen die Sache anders angreifen. Laß einmal sehen, wie die Finanzen stehen: 64 Gulden habe ich gewonnen, 10 Gulden hab' ich der Essäfferin geopfert, der Ablass für meine Spielstände, 15 Gulden macht meine Wirtshausrechnung und 5 Gulden habe ich so verplampert, macht 30 Gulden, bleiben nach Adam Niese noch 34 Gulden. Hurra! Es lebe Venazet! Nun kann ich meiner Therese höchsten Wunsch erfüllen! Es bleibt dabei, ich kaufe ihr einen neuen Shawl. Wenn ich dann nach Hause komme und meine Alte umfängt mich mit einem „aber Joseph“ — ich wette eine Million, sie sagt: aber Joseph! —“



In dem reich geschmückten Schloßhof stand eine Tafel, an der die Fürsten aßen.

dann werde ich sagen: „Aber Therese!“ und werde lachen und den Schawl ihr über die Schultern werfen, dann . . .“

„Karlsruhe! 12 Minuten Aufenthalt!“ rief der Kondukteur, die Wagentüre aufreißend.

„Was der tausend! Da sind wir ja schon!“ rief der Herr Kanzleirat und machte einen Freuden sprung auf das Trottoir und im Sturmschritt eilte er der Stadt zu.

Fröhlichen Herzens und das bei „Weber und Leibheimer“ erstandene Halstuch unter dem Arme, flog der Herr Kanzleirat wie ein Jüngling die Treppe seiner Wohnung hinauf. Frau



Der Herr Kanzleirat flog wie ein Jüngling die Treppe seiner Wohnung hinauf.

Therese!“ — und warf, um das Festprogramm zu vervollständigen, seiner Frau das neue Halstuch über die Schultern und erstickte ihr zweites „aber Joseph“ mit einem herzlichen Kusse.

Der freundliche Hofbeamte hatte sein Wort gehalten. Der kaiserliche Hammelknochen, mit einer zerprungenen Käseglocke der Frau Therese sorgfältig bedeckt, nimmt einen hervorragenden Platz ein in dem Museum des Herrn Kanzleirates und das Glas trägt die Überschrift:

„Fürstentkongreß zu Baden=Baden 1860.“

Zwei, die nicht mitspielen.

(Siehe das Prämienbild vorn im Kalender.)

Ringel, Ringel, Reihe!

Der Frühling ruft ins Freie,

Die Kinder schwingen sich im Tanz

Und winden einen schönen Kranz!

Ein wackles Kinderliedchen! Haben schon die Kinder unserer Vrahnen gesungen; der Hinkende hat's gesungen und gesprungen, als er noch kein Hinkender war, sondern ein junger Bengel mit zwei gesunden Beinen; unsre Kinder singen es heute und gesungen wird es werden von den Kindern unsrer Urrur-Urtel. Solche Kinderlieder gehören zu den Unsterblichen,

niemand weiß, wann sie geboren worden sind, und niemand wird sie sterben sehen.

Das hübsche Bildchen, von dem Meisterstifte August Plinkes, erklärt sich eigentlich von selbst.

Daß die fünf Buben und die beiden herzigen Mädlein, sich fröhlich im Tanze schwingend, ein Liedchen singen, ist leicht zu merken. Es wird das Ringel, Ringel, Reihe-Liedchen sein. Weniger verständlich ist die Tanzmusik, welche die drei kleinen Musikanten auf der mit Neben beschatteten Veranda zum besten geben. Da gehört schon ein feineres zukunfts musikalisches Ohr dazu. Es ist Blechmusik. Aber praktisch! In den Blechinstrumenten hat die Mutter vor zwei Stunden noch Pfannenkuchen gebaden, und jetzt haben die Pfannen sich in Pauken und die Löffel sich in Schlegel verwandelt. Der kleinste Musikant bläst die Melodie auf einem Trichter. Pauken und Trompeten! Richard Wagner hätte seine Freude daran.

Dicht neben den tanzenden Kindern — in seinem Gängelstuhl — zappelt eine kleine Solotänzerin mit Händchen und Füßchen. Laufen kann das kleine Ding noch nicht, aber als ein richtiges Mädchen macht es seine ersten Tanzversuche, ehe es laufen kann. Im nächsten Frühjahr wird es bereits hinfähig sein.

Seinem ältesten Bruder auf dem Stuhle ist es nicht so tanzergig zu Mute. Mit zwei Krücken und einem steifen Bein brächte es auch der größte Tanzkünstler nicht zustande. Der arme Junge! Doch das kommt davon. Der große Apfelbaum im Grasgarten hat es im vorigen Spätjahr verschuldet, der hat für den guten Burichen saure Äpfel getragen. Bei der Äpfelernte ist er heruntergepurzelt und statt Äpfel zu brechen, hat er das Bein gebrochen.

Es war für den Jungen ein schlimmer Fall; weit weniger schlimm für den Dorschirurgen. Der kurierte den ganzen Winter durch an dem kranken Beine herum, daß es eine Freude war — für den Chirurgen nämlich —; denn bei jedem Besuche stand für den Herrn „Doktor“ ein Krüglein Wein auf dem Tische und etwas zwischen die Zähne. Es ist das so Sitte auf dem Lande. So hatte der „Doktor“ Peter nach einer erklecklichen Anzahl Krüglein 82er seinen Patienten soweit kuriert, daß der arme Christel mit einem steifen Bein und auf zwei Krücken in die Frühlingssonne hinaushumpeln und mit einem wehmütigen Gesichte den Spielen der glücklichen Kinder zuschauen konnte.

Der Herr Medizinalrat, den die Eltern endlich aus der Stadt kommen ließen, hatte gesagt, sein geehrter Dorfkollege Peter sei ein Gei. Jetzt wolle er den Patienten in die Kur nehmen und bis die Äpfel reif seien, könne der Christel weder auf die Bäume klettern. Unten bleiben aber sei gesünder!

Die Mutter auf der Veranda blickt zärtlich auf ihren kranken Erstgeborenen herab und die Hoffnung, ihn wieder gesund zu sehen, verklärt ihr Gesicht.

Wie viele von den zwölf Kindern ihr eigen sind, kann man nur vermuten. Der Hinkende meint, die drei Musikanten, die kleine Strampplerin in dem Stuhle und sein Kollege auf dem Stuhle. Niunse sind genug für die junge Frau, die andern sieben werden Nachbarskinder sein.

Denkspruch.

Der Flecken, den man auf eines Menschen Ehre wirft, ist die Probe derselben. Wie bei gutem Tuche verbleicht entweder der Flecken oder die Ehre.